Von dem Lehrercollegium unserer Anstalt mit der Aufgabe betraut, eine Darstellung von Hiecke's Leben und Wirken zu entwerfen, bin ich mir wohl bewusst, diese Aufgabe auch nicht annähernd gelöst zu haben. Wenn es mir aber zu einem ausgeführten Bilde an Zeit, zu einem lebensvollen an Kraft gebrach, so hoffe ich wenigstens, dass die flüchtigen aber doch treuen Umrisse, die ich gab, für die, welche den theuren Verstorbenen gekannt haben, hinreichen werden, sein lebendiges Bild in ihrer Erinnerung zu wecken oder wach zu erhalten. Dass mir dies aber möglich war, verdanke ich den freundlichen Mittheilungen von Freunden des Dahingegangenen, welche ich reichlich, oft wörtlich — auch wo es nicht besonders bemerkt ist — benutzt habe. Diesen hochverehrten Männern den herzlichsten Dank.

Heinrich Fischer.

Robert Heinrich Hiecke ist geboren am 16. Februar 1805 zu Penig im Königreich Sachsen, wo sein Vater praktischer Arzt war. Einige Jahre später zogen die Eltern nach Lützen, und hier empfing der Knabe bedeutende Eindrücke, die er in lebendiger Erinnerung bewahrt hat: er wurde Zeuge der Anfänge des Freiheitskrieges, er hörte den Kanonendonner der Leipziger Schlacht und sah die Trümmer des geschlagenen Heeres. Schon früher, in seinem 7ten Lebensjahre, hatte er den Vater verloren, und im Anfange des Jahres 1814 verheirathete seine Mutter sich mit dem Dr. Herzog, und sie verlegten ihren Wohnsitz nach Merseburg. Aber auch unter diesen veränderten Verhältnissen fehlte es dem Knaben nicht an treuer fürsorgender Elternliebe. Davon giebt das innige Verhältniss Kunde, in welchem Mutter und Sohn bis an das Lebensende des Letzteren standen, und dass ihm der Dr. Herzog ein zweiter Vater geworden, das hat Hiecke selbst in warmen Worten öffentlich bekannt in der Zueignung seiner Schrift über „Macbeth" (Merseburg 1846.)

Im Jahre 1815 wurde Hiecke Schüler des Merseburger Gymnasiums. Rasch auf demselben vorschreitend zeigte er einen Wissenstrieb, der, was so selten vereint gefunden wird, gleich sehr auf Gründlichkeit als auf weiten Umfang der Kenntnisse gerichtet war. Ein ganz neues Leben erschloss sich ihm, als der jetzige Director emer. Professor C. F. Wieck als Conrector nach Merseburg berufen wurde. Schon bei der Probelection desselben (in Gegenwart der beiden oberen Klassen) erregte Hiecke seine Theilnahme. Wieck hatte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Horazische Ode: „Otium divos rogat in patenti“ mit den Primanern durchgesprochen und dann eine Uebersetzung ins Griechische gegeben. Auf seine Aufforderung diese ins Lateinische zurück zu übersetzen erhob sich kein Primaner. Da erklärte sich der Secundaner Hiecke, welcher genau dem Vortrage gefolgt war, bereit und löste glücklich die Aufgabe. Dieser erste Eindruck veranlasste Wieck dem Knaben seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dieser hatte zwar, wie aus dem Gesagten hervorgeht, den Schulstudien mit Eifer obgelegen, daneben aber an einer ausgebreiteten Romanlectüre Geschmack gefunden, die nur zu leicht einem so empfänglichen Gemüthe gefährlich werden konnte. Es war Wiecks Verdienst diese Gefahr abzuwenden, indem er ihn ausser der schöneren Form auch den tieferen Gehalt in den ächten Klassikern, antiken und modernen, erkennen liess. Zwar wurde schon nach dreiviertel Jahren das schöne Verhältniss, das sich zwischen Schüler und Lehrer gebildet hatte, gestört, indem Wieck als Professor nach Pforta, wo er früher zweiter Geistlicher gewesen war, zurückgerufen wurde. Aber nach nicht langer Zeit wurde der Rector des Merseburger Gymnasiums wegen Erblindung pensioniert, und jetzt war es wieder Primaner Hiecke, welcher sich an der Spitze einer Deputation von Schülern der oberen Klassen zu dem damaligen Consistorialrath, jetzigem Bischof Neander, der zum Schulvorstand gehörte, begab und ihm die Bitte vortrug, Wieck möge in die erledigte Stelle berufen werden. Lachend wies ihn Neander ab, sie hätten dabei nichts mitzureden; aber Wieck wurde berufen. Bei seiner Ankunft hatte er die Freude, dass es wieder „sein Hiecke“ war, der ihm eine feierliche Einholung bereitet hatte und ihn mit einer lateinischen Anrede begrüsste. Er fand das Gymnasium ziemlich herabgekommen, namentlich die oberen Klassen, in denen lange Zeit hindurch die Oberleitung und der Hauptunterricht in der Hand eines völlig erblindeten Mannes gelegen hatte. Hiecke freilich hatte sich selbst zu helfen gewusst und bereits die Reife für die Universität erlangt, aber seine Liebe zu Wieck und der Wunsch denselben in seinen Bemühungen zur Hebung der Anstalt zu unterstützen, bewogen ihn noch zu einem zweijährigen Aufenthalt in Prima. Nachdem er fünf Jahre Schüler dieser Klasse gewesen war, bezog er Ostern 1824 die Universität. Freilich anders vorbereitet als die Mehrzahl der jungen Studierenden, die auf der Schule kein anderes Ziel gekannt haben als möglichst rasch sich die für das Examen erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Wie Hiecke die Schulzeit benutzt hat, dafür spricht sein Abiturienten-Zeugniss um so gewichtiger, als sein ganzes ferneres Leben eine Bestätigung des in jenem enthaltenen Lobes ist. Er hatte sich „durch seinen Ernst und sein edles, ihn vortheilhaft auszeichnendes Benehmen“ bei seinen Mitschülern, durch seinen „stets regen und Alles mit Liebe und Lust ergreifenden Eifer“ bei seinen Lehrern und Vorgesetzten allgemeine Achtung erworben. Kaum jemals hatte es für ihn der Ermunterung, nie eines Tadels bedurft. Auch Kränklichkeit hatte die Ausdauer und Beharrlichkeit seines Fleisses nicht zu unterbrechen vermocht. „Sein Geist hatte sich nie mit der Oberfläche begnügt“, „nie zufrieden die Gegenstände in der Form, in der sie ihm dargeboten wurden, aufzunehmen, hatte er ihnen stets noch neue Seiten abzugewinnen, sie auf seine eigne Weise zu erfassen gesucht.“ Mit solcher Empfehlung ausgerüstet und geehrt durch ein ausserordentliches Stipendium der Merseburger Regierung, welches sonst nur nach längerem Aufenthalte auf der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universität und von dort beigebrachten Zeugnissen verliehen zu werden pflegte, bezog er die Universität Halle. Hier blieb er ein Jahr, dann ging er nach Berlin, wo er von Ostern 1825 bis Ostern 1829 studierte. Natürlich beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium des Alterthums, der deutschen Grammatik und Litteratur und der Geschichte, aber er hörte auch Collegien über Physik und physische Geographie, über neuere Litteraturen, und namentlich suchte er sich eine gründliche philosophische Bildung zu erwerben, wozu ihm durch Hegel Gelegenheit geboten war. Ueber den Eifer, mit dem er die Wissenschaften ergriff, bedarf es wohl keiner Bemerkung. („Studium acerrimum" bezeugte ihm Reisig). In wie weit er dem eigentlichen Studentenleben nahe getreten, ist aus den vorhandenen Nachrichten nicht zu ersehen; in einem kleinen Kreise ihm geistig und sittlich verwandter Freunde, im engen Verkehr mit einigen wahrhaft gebildeten Familien fand sein ideales Streben, seine Freude an allem Schönen, seine Begeisterung für Musik (besonders für Beethoven) Nahrung und Befriedigung.

Als er das Gymnasium verliess, bestand weder bei ihm, noch bei seinen Lehrern und Freunden ein Zweifel darüber, dass er sich der akademischen Laufbahn widmen werde; aus welchen Gründen er diesen Plan aufgab und Lehrer zu werden beschloss, ist nicht zu ersehen. Ausgerüstet mit einem glänzenden Zeugniss von der Berliner wissenschaftlichen Prüfungscommission trat Hiecke Michaelis 1829 sein Probejahr an, natürlich am Merseburger Gymnasium unter seinem geliebten Wieck. Bald war er heimisch in seinem Berufe; mit gleichem Eifer und Geschick erfasste er den Unterricht in der untersten Klasse, wie in der Prima, nicht die geringste Schwierigkeit machte ihm die Handhabung der Schuldisciplin, bei der er es an Strenge nicht fehlen liess („Hiecke und ich, wir galten damals für vollständige Barbaren an dem Gymnasium, aber zum Heil der Menschheit", schreibt ein College aus jener Zeit), rasch fand er den richtigen Weg auf den Geist und das Herz seiner Schüler einzuwirken, und diese, wie seine Lehrer und Vorgesetzten, gaben ihm bald unverkennbare Beweise ihrer Liebe und Achtung.

Nach einer kurzen Zwischenzeit, während der er eine Hauslehrerstelle bei Herrn von Krosigk, späterem Regierungspräsidenten in Merseburg, bekleidete, wurde er Ostern 1831 ebendaselbst als zweiter Collaborator angestellt. Als solcher hatte er hauptsächlich in Quinta, der untersten Classe, zu unterrichten, zugleich aber war er an einer Vorbereitungsschule für das Gymnasium thätig, welche damals als Privatunternehmen bestand. Aus dieser Thätigkeit ging das von ihm in Verbindung mit Wislicenus herausgegebene „erste Lesebuch für Kinder" hervor, das (mit Ausnahme des Oltroggeschen) erste nach Inhalt und Form verständigen Ansprüchen genügende Lesebuch.

So angenehm nun auch Hieckes Leben in Merseburg durch seine Stellung zur Schule und den innigen Verkehr mit den dortigen und den nahen Hallenser Freunden (namentlich Echtermeyer, mit dem er schon in Berlin befreundet gewesen), sich gestaltet hatte, so war doch der mit seiner Lehrerstelle verbundene Gehalt so gering, dass er es vorziehen musste als Subconrector mit einem Gehalt von 96 Thlr. 18 Sgr., ferner $\frac{25}{100}$ Antheil am Schulgelde, 1 Wspl. 8 Schffl. $9\frac{3}{16}$ Mtz. Roggen, 16 Schffl. $7\frac{1}{2}$ Mtz. Gerste, 6 Broten, 1 Klafter hartes Scheitholz, 6 Haufen hartes Reisigholz, 5 Thlr. 21 Sgr. 6 Pf. Fuhrlohn für das Deputatholz,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2¼ Buch Schreib- und 2¼ Buch Concept-Papier, 6 Thlr. an Currendegeldern und 21 Thlr. an Beerdigungsgeldern, Alles in Allem etwa 350 Thlr., nach Zeitz zu gehen. Auch hier wirkte er mit unermüdlichem Eifer für die Schule, indem er unablässig an seiner eigenen Förderung arbeitete. Dieser Periode seines Lebens verdanken das Programm über Göthes Iphigenie und die deutschen Lesebücher für mittlere und obere Gymnasialclassen ihre Entstehung.

Indem er bald sich einen neuen Freundeskreis in seinen Collegen schuf — während er mit dem alten in engem brieflichen Verkehr blieb, den immer neu zu beleben die Ferien und Hieckes mit ihnen sich einstellende Wanderlust manche Gelegenheit boten, — indem er in Schule und Wissenschaft, in Musik und Natur unerschöpfliche Anregung fand, führte er auch hier ein reiches Leben, — so arm und einförmig es äusserlich erscheinen mochte. Und wenn demselben bisher noch eine Seite gefehlt hatte, die das Leben des Mannes erst zu einem ganzen und vollen macht: so sollte ihm hier noch diese zu Theil werden. Am 25sten April 1835 verband er sich mit Luise Kiessling, der Tochter seines Directors, zu einer Ehe, welche beiden eine Quelle reinsten, bis zum Tode unverwelklichen Glückes wurde.

Im folgenden Jahre rückte er in die durch den Tod des Subrectors Hornickel erledigte Subrectorstelle auf. Doch schon Ostern 1837 wurde er an das Merseburger Gymnasium zurückberufen, zunächst als Tertius, aber schon nach einem Jahre rückte er in die durch Hauns Weggang erledigte Conrectorstelle ein, und im folgenden Jahre wurde seinen Leistungen von der Behörde durch die Verleihung des Professor-Titels eine verdiente Anerkennung zu Theil.

Seine Wirksamkeit in Merseburg war eine vielseitige und höchst gesegnete, sein Leben trotz mancherlei Sorge ein reiches und glückliches. Weit über die Schule, an der er wirkte, hinaus (was er für diese war, davon soll später geredet werden) erstreckte sich seine Thätigkeit. Während er nicht am wenigsten dazu beitrug, dass das Lehrercollegium ein festgeschlossenes einmüthiges Ganze bildete, und namentlich den jüngeren Lehrern ein immer bereiter, fördernder und anregender Freund war, war doch sein Interesse keineswegs auf das Gymnasium allein beschränkt. Ein pädagogisches Kränzchen, dessen Mittelpunct er war, vereinigte lange Zeit Gymnasial- und Bürgerschullehrer, und mit einem der Letzteren, dem trefflichen Gude, verband ihn bald innige Freundschaft. Dass der niemals ganz unterbrochene Verkehr mit den alten Freunden sich wieder neu belebte, versteht sich, und manche neue kamen dazu, auch in dem benachbarten Halle, besonders M. Dunker und K. Schwarz. Lebendigen Antheil nahm er an der Bewegung der „protestantischen Freunde", und die Theilnahme an Versammlungen, in denen über kirchliche und religiöse Fragen verhandelt wurde, zog ihm eine Verwarnung seitens der Behörde zu, „welche derartige Versammlungen duldete, aber die Lehrer von jeder Betheiligung an denselben ausgeschlossen wissen wollte." Das Jahr 1848 konnte ihn nicht unberührt lassen, und wie in allen Dingen, die sein Interesse erregten, war ihm auch der politischen Bewegung gegenüber ein bloss passives Verhalten unmöglich. Als Mitglied eines constitutionellen Clubs, welcher gemässigten Grundsätzen huldigte, „entwickelte er eine Beredsamkeit, in welcher er durch eminenten Scharfsinn glänzte und Unhaltbares, Zweideutiges, Widerspruchsvolles mit schlagenden Gründen zu vernichten wusste.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So konnte es nicht fehlen, dass bei allem Beifall, welchen er erntete, die Eitelkeit entgegengesetzter Stimmführer sich öfters schwer verletzt fühlte, und dies um so mehr, wenn sie meinten für ihre Stellung schon eine besondere Autorität beanspruchen zu können.“ Auch an mancherlei Missverständnissen konnte es um so weniger fehlen, als seine scharfe aus gründlicher philosophischer Durchbildung hervorgegangene Dialektik oft genug über den Gesichtskreis seiner Zuhörer hinausgegangen sein mag. „Die so gegen ihn erzeugte Bitterkeit wirkte in die Epoche der sogenannten Reaction hinein, und so sah sich sogar das geistliche Ministerium in Folge ihm zugegangener Denunciationen veranlasst das Provinzialschulcollegium zu einer Untersuchung des wirklichen Thatbestandes aufzufordern. Gesetzwidriges liess sich nicht nachweisen in den öffentlich gethanen Aeusserungen; aber es war die Frage gestellt, ob Hiecke seinen Einfluss als Lehrer auf die Schüler nicht benutzt habe um sie irre zu leiten und für vorgefasste Meinungen zu gewinnen. Zur Begründung der Anklage sollte unter Anderem dienen, dass er den Schülern eine in der Paulskirche von Bassermann gehaltene Rede vorgelesen habe. Dies war wirklich geschehen, aber hatte zur Vergleichung mit einer von ihm erklärten Demosthenischen Rede dienen und zugleich den Beweis liefern sollen, dass deutsche Beredsamkeit der griechischen gegenüber weder im Inhalte noch Gesinnung sich zu schämen habe. Auf den ihm gemachten Vorwurf, dass er Politik treibe, entgegnete er, dies thue er allerdings, wisse aber nicht, wie er es anfangen solle ohne alle politische Gesichtspuncte eine Erklärung Demosthenischer Reden zu geben. Die Untersuchung verlief, weil völlig unparteiisch geführt, ohne alle nachtheiligen Folgen. Nur einmal schien noch eine Erinnerung an den Vorgang aufzutauchen. Es geschah dies, als von Greifswald aus die Berufung zum Directorat an ihn ergangen war. Es liess ihn nämlich der damalige Cultusminister v. Ladenberg nach Berlin bescheiden um ihn persönlich über gegen ihn erhobene Beschuldigungen zu vernehmen. Die wohlwollende Unbefangenheit des Ministers überzeugte sich leicht von dem Ungrund derselben, und so erfolgte bald darauf die erforderliche Bestätigung.“

Während dieser Periode seines Lebens entwickelte Hiecke auch eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit. Im Jahre 1839 erschien das Programm über „des Sängers Fluch“, 1842 das Buch über den deutschen Unterricht auf Gymnasien, 1846 die Schrift über Shakespeares Macbeth; dazu kommen eine Menge von Aufsätzen in den Hallischen Jahrbüchern, später in der „Pädagogischen Monatsschrift“, sämmtlich über ästhetische und pädagogische Gegenstände. Sein äusseres Leben erhielt Abwechselung durch einige grössere Reisen (nach Süddeutschland und Tirol, den Rheingegenden, Belgien) und durch Fussreisen in die schönen Gegenden der Heimath. Unter den Zurüstungen zu einer solchen Reise beim Beginn der Hundstagsferien 1846 war es, dass er von einem heftigen Nervenfieber ergriffen wurde, in Folge dessen er bis Michaelis der Schule entzogen blieb. — Im Jahre 1849 wurde er von den Lehrern der Provinz Sachsen zum Mitgliede der zur Berathung über die Reorganisation der höheren Schulen vom Ministerium nach Berlin berufenen Conferenz gewählt.

So ehrenvoll auch Hieckes Stellung, so bedeutend seine Wirksamkeit war, nöthigte ihn doch die Sorge für seine zahlreiche allmählich heranwachsende Familie eine Verbesserung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner äusseren Lage zu wünschen. Das Directorat des evangelischen Gymnasiums in Posen, welches ihm durch den dortigen Schulrath (Wendt, später Provinzial-Schulrath in Stettin, dann in Magdeburg) angetragen war, hatte er ausgeschlagen, weil er hoffte in der Provinz Sachsen ein Directorat zu erhalten; da diese Hoffnung sich nicht erfüllen zu wollen schien, folgte er der Michaelis 1849 auf ihn gefallenen Wahl zum Director des Gymnasiums und der damit verbundenen Realschule in Greifswald und trat Ostern 1850 das neue Amt an. Das sächsische Provincial-Schulcollegium hatte inzwischen eine bedeutende Gehalts-Erhöhung für ihn beantragt, um ihn dem Merseburger Gymnasium zu erhalten, aber er konnte die eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr lösen.

So ging er denn Ostern 1850 nach Greifswald. Hier wirkte er in demselben Geiste und mit nicht geringerem Erfolge als bisher; eifrig und kräftig arbeitete er an der Hebung des Gymnasiums, an der Entwickelung der eben eingerichteten Realschule; einer Vorschule, die als Privatunternehmen bestand, nahm er sich lebhaft an und suchte sie mit dem Gymnasium zu vereinigen, ein Plan, dessen Ausführung äussere Umstände bis jetzt noch nicht gestattet haben. Auch über die Grenzen der Schule hinaus wirkte er vielfach anregend und fördernd, durch öffentliche Vorträge, wie in einem Kreise von Freunden, den er auch hier bald gewann. Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind besonders zu nennen die Aufsätze über „Shakespeare's Krieg der beiden Rosen" (in der Pädagog. Monatsschrift 1853) und eine Reihe von Schulschriften, namentlich zur homerischen Frage. Auch an Anerkennung fehlte es nicht, so wurde er bei Gelegenheit des 400jährigen Jubiläums der Universität Greifswald am 21. October 1856 von der philosophischen Facultät zum Doctor der Philosophie ernannt, in Anerkennung der Verdienste, welche er sich „durch wesentliche Förderung eines der wichtigsten Theile des Schulunterrichts im Allgemeinen und durch die segensreiche Leitung des Gymnasiums unserer Stadt im Besondern" erworben. Aber im Ganzen war sein Leben hier reicher an Mühe, minder gehoben durch innere Befriedigung als früher. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Verwaltung eines Directorats mancherlei Arbeiten mit sich bringt, die eben gethan werden müssen, die aber, weil es unmöglich ist, ihnen eine geistige Seite abzugewinnen, einer Natur, wie Hiecke's, der Alles, was er that, mit ganzer Seele zu thun gewohnt war, schlechthin zuwider sein mussten. Nicht, dass er sie darum verabsäumt hätte, im Gegentheil, er unterzog sich ihnen mit der äussersten Gewissenhaftigkeit, ja Peinlichkeit; aber sie verstimmten ihn und griffen ihn an. Solche Perioden der Verstimmung und Abspannung konnten nur vorübergehend sein; aber es sollte ihn ein Schlag treffen, von dessen Wirkung er sich nicht mehr erholte. Seine geliebte Frau war von einem Lungenleiden ergriffen, ein Aufenthalt im Bade Soden schien Heilung zu versprechen, aber bald schwand diese Hoffnung, und am 21. December 1855 verlor Hiecke die treue Gefährtin langer glücklicher Jahre. Den tiefen Schmerz dieses Verlustes hat er nie überwunden.

Fast schien es, als sollte sich gegen das Ende seines Lebens noch die Aussicht erfüllen, mit der er einst die Schule verlassen hatte. Es wurde ihm nämlich im Jahre 1853 von Rostock aus die Professur der Litteraturgeschichte an der dortigen Universität angetragen; doch lehnte er nach einigen Unterhandlungen die Stelle ab und blieb dem Berufe getreu, dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sein ganzes Leben gewidmet hatte und dem er angehörte, wie Wenige. Denn er war ein geborner Lehrer. Ausgerüstet mit einem reichen Maasse vielseitiger und gründlicher Kenntnisse und in seltenem Grade begabt mit der Fähigkeit, dieselben mitzutheilen und für Andere nutzbar zu machen, besass er eine noch höhere Lehrergabe: die innige Liebe zur Jugend, das lebhafte Interesse, das er an den ihm anvertrauten Schülern nahm. Nicht der Lehrstoff war es, der ihn beim Unterrichte vorzugsweise interessierte, sondern die Knaben und Jünglinge, denen er denselben darreichte. Darum war er bis an sein Lebensende unablässig bemüht die Methode seines Unterrichts zu vervollkommnen, seinem Stoffe neue Seiten abzugewinnen, durch welche derselbe für die Schüler fasslicher, lebendiger, heilsamer würde, ihn so zu gestalten, dass er nicht bloss als todte Kenntniss aufgenommen, sondern zu einem Moment der gesammten Geistes- und Charakterbildung der Schüler verarbeitet würde. Und ebenso unablässig war er bemüht in die Seelen seiner Schüler einzudringen, jeden in seiner Eigenart zu erfassen und dann auf die Einzelnen je nach ihrer Eigenthümlichkeit einzuwirken. Niemals begnügte er sich damit an den tüchtigeren Schülern die Resultate seines Unterrichts zu sehen, die Trägen und Widerwilligen gehen zu lassen: grade auf sie war seine eifrigste Thätigkeit gerichtet. Er unterwarf den Schüler einem förmlichen Studium, das dieser freilich nicht ahnte, suchte sich alle Erscheinungen an ihm psychologisch zu erklären, um den Punkt zu finden, von dem aus er angegriffen werden könne. Und hatte er den Punkt gefunden, dann griff er mit aller Energie an, beharrlich, unermüdlich, bis er sein Ziel erreicht, den Schüler für den Unterricht gewonnen hatte: nicht um glänzende Resultate zu erzielen, sondern damit sich der Bildungsstoff an ihm mächtig erweise. Und wie sorgsam spürte er nach dem Guten in der Seele eines Knaben, an dem andere Lehrer nur Schlimmes zu entdecken vermochten. Mehr als einmal antwortete er auf Klagen über die unüberwindliche Trägheit eines Jünglings: „es ist doch viel ruhende Kraft in ihm.“ Er selbst aber ruhete nicht, seine Aufgabe war es, diese Kraft zu wecken. Und es war nicht leicht, ihm zu widerstehen. Es musste einer schon einen seltenen Grad von Trägheit oder Uebelwollen besitzen, um, von Hiecke's Drängen unablässig verfolgt, nicht nachzugeben.

Als ein geborner Lehrer zeigte er sich auch darin, dass er ganz mit derselben Lust und mit demselben Erfolge in den untersten Classen wie in Prima unterrichtete. Wenn er hier durch gründlichstes Eingehen in den Geist des Lehrstoffes, durch allseitige Beleuchtung desselben, durch eine Fülle von fruchtbaren Gedanken, die er auch aus an sich trockenem Stoffe zu entwickeln wusste, im höchsten Grade anregend wirkte, so dass den tüchtigeren unter den Schülern die Stunden, die sie bei ihm hatten, zu einem wahren Genusse wurden und gar manche von ihnen noch jetzt als Männer das Andenken an jene Stunden zu ihren liebsten Jugenderinnerungen zählen: so verstand er es nicht minder in den unteren Classen die kindliche Freude am Lernen zu wecken. Er vermochte, indem er vollkommen in die Anschauung der Kinder eingehend einen Lehrgegenstand mit ihnen durchnahm, die Classe förmlich zu electrisieren, und wie oft sahen seine jüngeren Collegen mit Verwunderung, wie Schüler, die sie bisher als träge, zerstreut oder schüchtern gekannt hatten, wenn Hiecke in die Classe kam und selbst zu unterrichten begann, aufmerksam, lebendig, schlagfertig wurden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seine Leistungen fielen Kennern gleich beim ersten Anhören seines Unterrichts in die Augen; als der Bischof Dräseke im Jahre 1836 das Zeitzer Gymnasium inspicierte, war er voll des Lobes für Hiecke's Erfolge im Religionsunterricht, und der Schulrath Schaub sagte, als er Hiecke in Merseburg zuerst hatte unterrichten hören, zu dem Director Wieck: „An Ihrem Hiecke haben Sie einen ausserordentlichen Schatz, den halten Sie sich warm.“ Aber — wie auch schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht — niemals war es bloss die wissenschaftliche Ausbildung, welche Hiecke bei seinen Schülern erstrebte, sondern Hand in Hand damit die Erziehung zur Sittlichkeit. Und wenn er namentlich in Beziehung hierauf den Lehrstoff fruchtbar zu machen strebte, so hatte er doch ein noch mächtigeres Mittel, auf seine Schüler einzuwirken: das Beispiel, das er selbst ihnen gab. Wie er die Jünglinge für die Ideale christlicher Sittlichkeit und antiker Vaterlandsliebe zu begeistern suchte, so zeigte er sich selbst als getragen von ächtester Religiosität, begeistert für Wahrheit und Recht, mit ganzer Seele sich hingebend an die Interessen des Vaterlandes und der Menschheit. Offnen Sinnes für alles Gute und Schöne, von wahrhaft jungfräulicher Sittenreinheit, heiter und froh, aber auch unerbittlich streng gegen Lüge, Falschheit und niedrige Gesinnung, war er, wie Wenige, geeignet, Charaktere zu bilden.

Ein solcher Charakter musste natürlich nicht minder wohlthätig auf seine Collegen wirken, als auf die Schüler. Was der Schreiber dieser Blätter an sich selbst in hohem Maasse erfahren, weiss er nicht besser auszudrücken als mit den Worten eines Collegen Hiecke's aus früherer Zeit: „Von seinen jüngeren Collegen werde ich es gewiss nicht allein in dankbarster Erinnerung bewahren, welche Anregung er für wissenschaftliche Studien, für schulmännische Thätigkeit, für Läuterung der Ansichten von dem Berufe eines Lehrers gab. Hervorheben muss ich dabei die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, mit der er es verschmähte sein Uebergewicht geltend zu machen, wo er sich dessen wohl bewusst sein durfte. — Seine Unparteilichkeit, durch die er wie nicht leicht ein Anderer zum Vermittler und Schiedsmann gleichsam geschaffen war, wo Verschiedenheit der Ansichten oder entgegenstehende Interessen hervortraten und sich geltend zu machen suchten, so wie die Uneigennützigkeit, mit der er nur die Sache und das Interesse der Anstalt oder der Parteien im Auge hatte, berechtigten ihn bei Ausübung dieses Amtes zum Anspruch auf die grösste und allgemeine Dankbarkeit.“ In ähnlicher Weise spricht sich sein Merseburger Director Wieck über Hiecke aus und fügt hinzu: „So war es ihm hauptsächlich zu danken, dass in dem Collegium von einer falschen Nebenbuhlerei keine Spur vorhanden war und ein Herz und eine Seele das Ganze beseelte.“ Und dieser Geist verfehlte denn auch nicht seine Wirkung auf die Schüler zu äussern.

Dass sich seine Wirksamkeit nicht bloss auf die Collegen am Gymnasium, sondern auch auf andere Lehrerkreise, namentlich die Lehrer der Volksschulen erstreckte, ist bereits gesagt. War ihm doch das Gymnasium nicht eine in sich abgeschlossene Anstalt, sondern ein Glied in dem grossen Organismus des gesammten Volkserziehungswesens. Für diese seine Ueberzeugung hat er sein Leben lang auf mannigfache Weise gewirkt, sie hat er auf der 1849 nach Berlin berufenen Lehrerconferenz energisch vertreten. Das Abschliessen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gelehrtenschulen gegen die Volksschule, der Gymnasien gegen die Realschulen bekämpfte er aufs Entschiedenste: je bestimmter er die Aufgaben der einzelnen Anstalten gegen einander abgegrenzt wissen wollte, desto entschiedener drang er darauf, dass der innere Zusammenhang derselben, der gemeinsame Beruf zur Volksbildung festgehalten werde. Es ist hier nicht der Ort auf diese Ansichten näher einzugehen; zu bemerken ist nur, dass, von Einzelheiten abgesehen, dasselbe, was so eben als Hiecke's Standpunct bezeichnet wurde, sowohl in dem vom Ministerium (Ladenberg) vorgelegten und von den Ministerialcommissarien (Kortüm, Joh. Schulze, Brüggemann) vertretenen Entwurf, als in der Versammlung selbst maassgebend war.

Auch auf die Darstellung von Hiecke's auf der Conferenz vertretenen Ansichten über den Werth der verschiedenen Unterrichtsgegenstände (er drang namentlich auf Vermehrung der Stundenzahl für den Unterricht im Deutschen und auf Gleichstellung des Griechischen mit dem Latein in den oberen Gymnasialclassen) und über andere pädagogische Fragen müssen wir hier verzichten, indem wir auf die Protocolle der Conferenz und auf Hiecke's Bericht über dieselbe in Löw's pädagogischer Monatsschrift (1849, August, October, December) verweisen. Nur eines seiner Vota muss angeführt werden, weil es seinen uneingeschränkten Wahrheitssinn wie seine Auffassung der Religion zu lebendiger Anschauung bringt. Es lautet:

„Die Unterzeichneten haben, indem sie gegen den beantragten Wegfall des Religionsunterrichts in den höheren Classen stimmten, durchaus nicht für einen von mehreren Seiten, wie es schien, vorausgesetzten und geforderten dogmatisierenden Religionsunterricht sich erklären wollen, müssen vielmehr gegen einen solchen aus tiefster Ueberzeugung Einspruch thun. Die Religion gelangt nicht auf irgend welche Weise von aussen her in den Menschen hinein, sie entstammt seinem innersten Wesen: so hat die Schule das Recht wie die Pflicht, auch diesen Keim der Menschennatur zu pflegen und grosszuziehen wie jeden andern. Aber sie darf hierbei schlechterdings nicht in Widerspruch treten mit der ganzen übrigen aus dem Humanitätsprincip sich entwickelnden Bildung. Sie wird jedoch aus diesem Widerspruch nicht herauskommen, so lange sie sich nicht aller dogmatischen Gebundenheit entschlägt und die historisch freie Behandlung sich zur Aufgabe macht.

Wir fordern demnach Religionsunterricht auch in den Oberclassen, aber wir wollen ihn nur in historischer Form, und verstehen darunter nicht etwa einen äusserlich gehaltenen Bericht über äusserliche Facta, sondern eine anschauungskräftige Vorführung der Hauptfäden und Hauptträger der religiösen Entwickelung der Menschheit, und wir wollen diese Darstellung angeknüpft vorzugsweise an unbefangenes Lesen der Bibel, welche in dem Maasse an Göttlichkeit gewinnt, je mehr man sie menschlich auffassen und empfinden lernt. Ein solcher Religionsunterricht wird den Schüler mit Achtung erfüllen vor den Dogmen der verschiedenen Confessionen, als vor eben so vielen fortschreitenden Versuchen des Geistes, sich in seinem tiefsten Innern zu orientieren, aber er wird auch für alle ferneren Entwickelungen des religiösen Triebes der Menschheit das Gemüth der Jugend offen erhalten. Hiecke. Seiffert."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haben wir bisher gezeigt oder angedeutet, wie Hiecke praktisch und theoretisch in der Schule und für die Schule wirkte, so ist nun ein Blick auf seine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit zu richten. Nicht als ob sich darin eine andere Seite seines Wesens erschlösse: die Schule war der Ausgangspunkt, die Schule der Zweck dieser Thätigkeit. Seine Auffassung von seinem Berufe trieb ihn, sich mit rastlosem Eifer und unglaublicher Arbeitskraft mit den Fortschritten in allen denjenigen Zweigen der Wissenschaft, in denen er unterrichtete (Deutscher Sprache und Litteratur, Religion und Philosophie, Geschichte und Alterthum), vertraut zu machen; der Stoff, den er mit den Schülern behandelte, die Art, in welcher er auf dieselben einwirkte, wurde ihm Veranlassung zu gelehrten Untersuchungen, zu Erörterungen in pädagogischen Schriften oder zu Darstellungen für ein grösseres Publicum. Und doch giebt es nicht allzuviele Schriften pädogogischen, philologischen, ästhetischen Inhalts, die so wenig „nach der Schule schmecken", so ganz und gar den Geist der reinsten und edelsten Menschlichkeit athmen und zugleich eine so innige Durchdringung des Stoffes bekunden und eine solche Fülle von Anregungen geben, wie Hiecke's Buch über den deutschen Unterricht, seine Abhandlungen zur homerischen Frage, seine Aufsätze über Iphigenie, Tasso (Hallische Jahrbücher, 2ter Jahrgang, No. 188—194), Macbeth, den Krieg der beiden Rosen, Hermann und Dorothea (Vortrag, gehalten 1860 in Greifswald, im Druck erschienen Leipzig bei J. Werner). Namentlich ist der letzteren Reihe von Arbeiten ein hoher Werth zuzuschreiben, indem sie mehr als manche dickleibige Bücher, sicherlich mehr als gewisse elegant geschriebene Biographien Göthe's und Schiller's geeignet sind in den Geist der Dichterwerke einzuführen. Ueber seinen Zweck und seine Methode spricht er sich in der Vorrede zu dem Büchlein über Macbeth aus: „Ich setze nur eine allgemeine Erregbarkeit und Erregtheit durch poetische Lectüre voraus, und suche diese, indem ich mit dem, worauf sich zunächst die Aufmerksamkeit zu richten veranlasst ist, mit der Handlung, der äusserlichen Thatsache, beginne, durch ein allmähliches Eindringen in ein grosses Dichtwerk zu fixieren und zu vertiefen, hiermit also das blosse, wenn auch nicht flüchtige, doch unmethodische Lesen in ein geregeltes ernstes Studium zu verwandeln. — — Ich bin und bleibe auch hier ein Lehrer, der zur Wissenschaft nur vorbereitet, indem er an Einem Werke zum Studium und Vollgenuss poetischer Schöpfungen überhaupt anleitet." Wir fügen noch eine andere Stelle hinzu (aus der Recension der Schrift von F. Lewitz über Göthe's Tasso, in den Hall. Jahrb.), die einen tiefen Einblick in die Art seines Arbeitens wie in seine ganze Denkweise gewährt: „Sich selbst vergessen dem Kunstwerk gegenüber, ruhig und aufmerksam seinem Zuge folgen, die Augen stetig und unverwandt auf dasselbe so lange geheftet, bis der dadurch immer zunehmenden Sehkraft sein Inneres sich aufschliesst, — kurz ruhige, treue, der Führung der Sache sich hingebende Vertiefung, das ist das freilich langsame, aber rechte und sichere Verfahren. Und dieses Verfahren — wesshalb auch eine immer wachsende Ausbreitung liebevoller Beschäftigung mit ächten Kunstwerken höchst wünschenswerth, Verfehltes aber und Irreleitendes mit Strenge abzuweisen ist, — diese hingebende Vertiefung in grosse Kunstschöpfungen, die nur dem ganz still und ruhig in sich gesammelten Geiste sich erschliessen, ist, auch abgesehen von ihrem Gehalte, eine Zucht des sittlichen Menschen in uns;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und ihr wahrhafter Genuss, der so vielen nur für eine weltliche Lust an den Verlockungen des schönen Scheines gilt, ist auch eine Sabbathfeier. Tretet ein, rufen sie uns zu, denn auch hier sind Götter."

In diesen Blättern, die, von einem Lehrer geschrieben, den Inhalt eines Schulprogramms bilden, erwartet man vielleicht ein besonderes Eingehen auf Hiecke's pädagogische Schriften und die von ihm herausgegebenen Schulbücher. Aber mit wenigen Worten lässt sich das nicht thun, und zu einer ausführlichen Darstellung war dem Verfasser die Zeit allzuknapp zugemessen. Dass Hiecke's Thätigkeit ganz besonders auf diesem Felde eine erspriessliche gewesen, muss ja doch nach allem bisher Gesagten selbstverständlich sein — wenn anders diese Darstellung seines Lebens und Wirkens nicht vollständig misslungen ist.

Aber noch eine von seinen dem Publikum bekannt gewordenen Arbeiten muss erwähnt werden: seine Rede zur Schillerfeier am 10. November 1859. Dringend aufgefordert, die Rede bei der grossen öffentlichen Festfeier zu halten, welche Greifswald dem Andenken des Dichters veranstaltete, lehnte er dies ab: an einem solchen Tage glaubte er es der Schule schuldig zu sein, ihr seine ganze Kraft zu widmen. So hielt er denn die Rede, welche den Kern der Schulfeier bildete. Hervorgegangen aus der höchsten Begeisterung für seinen geliebtesten Dichter, aus der innigsten Vertrautheit mit dessen Wesen, verfehlte sie ihre Wirkung nicht auf die Zuhörer, welche sich zahlreich eingefunden hatten; aber er hielt die Rede nicht für das Publikum, sondern für seine Schüler. Ihnen verständlich zu sein, sie zu begeistern für den Dichter, ihnen den Tag zu einem unvergesslichen zu machen, war er bestrebt: danach hatte er seinen Stoff gewählt, seine Darstellung eingerichtet. Nicht bloss für die Primaner — wie es so häufig bei Schulreden der Fall ist — redete er; alle Schüler, auch die der untersten Classe, sollten wenigstens von einem Theile des Dargebotenen ergriffen werden.

Wir sind hiermit bei der letzten Periode seines Lebens angekommen. Im Frühling des folgenden Jahres (1860) war er bedenklich erkrankt. Eine tiefe Abspannung seiner Kräfte war eingetreten, nicht zum ersten Male, vielmehr hatte sich schon früh öfters die Eigenthümlichkeit gezeigt, dass er, ohne es zu fühlen, arbeitete bis zur völligen Erschöpfung. Früher waren Reisen, namentlich Fussreisen, das Mittel gewesen, ihm seine Kräfte rasch wiederzugeben. Mit einem Buche in der Tasche wanderte er dann allein, in den Genuss der Natur oder seines Dichters sich vertiefend, bis ihm mit der Frische des Körpers auch die Lust am Verkehr mit Menschen wieder erwachte. Diesem gab er sich dann mit ganzer Seele hin, freute sich am Zusammensein mit Leuten aus den verschiedensten Lebenskreisen, besonders aber suchte er gern Geistesverwandte auf. Alle Briefe, die er von seinen Reisen aus schrieb, alle Erzählungen, die er darüber lieferte, gaben hiervon Kunde.

In Greifswald freilich war das Mittel des Fussreisens durch die Lage der Stadt sehr erschwert, und zu Hause erholte er sich von solchen Zuständen der Erschöpfung nur langsam; denn es gab für ihn keine leichte Beschäftigung: jede leichte Lectüre, die er, um von der Arbeit auszuruhen, zur Hand nahm, verwickelte ihn in tief eingehende Untersuchungen, wurde ihm zu einer neuen Arbeit, über der er nun die früher begonnene liegen liess. Dies Mal aber gesellte sich zu der allgemeinen Abspannung noch ein bedenklicher Husten: so dass

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Arzt in ihn drang, auf längere Zeit Urlaub zu nehmen. So blieb er den grössten Theil des Sommers der Schule entzogen. Eine Cur in Inselbad bei Paderborn, dann eine Reise durch West- und Süddeutschland gaben ihm die verlornen Kräfte wieder. Anscheinend gesund kehrte er im August zurück und begann sofort seine Thätigkeit an der Schule. Aber die Arbeiten des Abiturienten-Examens und eine Reihe von schweren Disciplinarfällen, die in ganz seltsamer Weise rasch auf einander folgten, machten seinen Kräften bald wieder ein Ende. Noch hatte das Wintersemester nicht lange begonnen, als er von Neuem schwer erkrankt darniederlag. Sein Hals- und Brustleiden steigerte sich in dem Maasse, dass um Weihnachten seine Freunde kaum glaubten, dass er das neue Jahr erleben würde. Dabei war die Abspannung einer nervösen Aufregung gewichen, welche ein Nervenfieber befürchten liess. Aber noch einmal überwand er die Krankheit: langsam erholte er sich, und im Frühling des Jahres 1861 war er so weit gekräftigt, dass ihn die Aerzte noch einmal nach Inselbad schicken konnten. So war er fern von Greifswald, während das Gymnasium sein dreihundertjähriges Jubiläum feierte, bei welcher Gelegenheit ihm der rothe Adlerorden 4. Classe verliehen wurde. Dies Mal schien die Kur und Nachkur weniger gut gewirkt zu haben: als er gegen Ende des Sommers zurückkehrte, machte er nicht den Eindruck eines Genesenen. Aber allmählich änderte sich dies, er wurde heiterer, kräftiger, auch die Aerzte waren zufrieden und erklärten das Lungenleiden für geheilt: bald konnte er wieder einen Theil seiner Stunden übernehmen. Und er wurde zusehends gesünder; die Trennung von seinem langjährigen Freunde Gandtner, der einem Rufe als Director des Gymnasiums in Minden folgte, beugte ihn freilich schwer darnieder, aber er richtete sich bald wieder auf, und mit dem Beginn des Wintersemesters konnte er wieder seine volle Stundenzahl und die Führung des Directorats übernehmen. Er begann das Semester mit einer Ansprache an die Schüler, die diesen wohl einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck machen musste. Zum Thema seiner Rede hatte er den Anfang des bekannten Liedes gewählt:

„O dass ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt' ich damit um die Wette
Aus allertiefstem Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir gethan."

Er sprach diese Worte mit voller klarer Stimme, wie wir sie seit Jahren nicht von ihm gehört hatten, und mit einem Ausdruck, der dem Schreiber dieser Blätter unvergesslich sein wird.

Und immer mehr schien sich seine Gesundheit zu befestigen, immer frischer, kräftiger, lebendiger wurde er. Seine frühere Heiterkeit, seine Neigung zum geselligen Verkehr, sein lebhaftes Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, das Alles hatte er wiedergefunden, und kräftig und eifrig wirkte er für die Schule. Es schien, dass sein Leben, seine gedeihliche Wirksamkeit noch auf manches Jahr hinaus gesichert sei.

Da plötzlich, am fünften December, wurden die Lehrer, als sie zur Schule kamen, mit der Nachricht empfangen, Hiecke liege im Sterben. Früh am Morgen hatte ihn ein Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hirnschlag getroffen; bewusstlos, schwer athmend lag er den Tag über, die Mittel der Aerzte fruchteten nichts, Abends ½12 war er sanft entschlafen.

Sein Tod war ein schwerer, ein unersetzlicher Verlust für die Seinigen, für seine Freunde, für die ihm anvertraute Anstalt, und nur langsam zieht die Trauer aus unsern Herzen; aber er lebt fort in seinen Werken, wie in der treuen Erinnerung aller derer, welche als Verwandte, Freunde, Schüler oder Amtsgenossen ihm nahe gestanden und seinen Werth erkannt haben. Und wenn alle diese gestorben, wenn auch seine Schriften, wie so viele treffliche Werke, in Vergessenheit gerathen sein werden, wird er doch noch fortleben an den Orten, an denen er gewirkt hat; denn

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That den Enkeln wieder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf